

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 33 (1977)
Heft: 6

Artikel: Neujahrswünsche für die Zürcher Jugend um 1800
Autor: Bebermeyer, Renate
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Neujahrswünsche für die Zürcher Jugend um 1800

Von Dr. Renate Bebermeyer

Nun haben die Neujahrsgrüße und -wünsche ihre Saison; allenthalben werden sie in diesen Tagen wieder — schriftlich und mündlich — ausgetauscht. Neben diesen herkömmlichen, doch vielfach als lästige Pflichtübung empfundenen und in entsprechend sinnentleerte Formelhaftigkeit gefaßten Wünschen zum Jahreswechsel gehören zum rituellen Ablauf der Jahreswende auch die unzähligen Rückblicke, mit denen uns die ganze Medienpalette — alle Jahre wieder — überflutet. Fast obligatorisch sind diese Rückblenden mit zukunftsweisenden Ausblicken verflochten, die den Anspruch erheben, die Fragen und Probleme zu formulieren, die im anbrechenden Jahr besonders „drängend“, „akut“, „aktuell“ oder besser „hochaktuell“, „brisant“, „gefährlich“, „unheilvoll“ sein oder nur „im Raum stehen“ werden. Blicke auf die Zukunft beziehen in irgendeiner Form fast immer die heranwachsende Generation mit ein: Jugend und Zukunft — ein stets wirkungsvolles klischeehaftes Begriffspaar. Jugendarbeitslosigkeit, erschwerte berufliche Orientierung, die Anfälligkeit für radikale politische wie religiöse Heilsbotschaften werden heuer diese vorausblickende Beschäftigung mit ihr intensivieren. Schlagwörter, Wortmarken werden dabei benutzt werden, die für das Wesentliche stehen.

Nun auch hier ein Rückblick — sehr weit zurück —, ein Blick auf einen sehr kleinen gesellschaftlichen Ausschnitt, der zeigen kann, welche Lebenshilfen, Lebensziele man früher zur alljährlichen Zeit der guten Vorsätze, zur Neujahrszeit, der Jugend mit auf den Weg ins kommende Jahr und zugleich ins Leben gab. Welche Wertvorstellungen zeichnen sich dabei ab, und in welchen sprachlichen Begriffen finden sie ihre leichtfaßliche Summierung? In einem Antiquariat fiel mir eine Reihe vergilbter loser Blätter in die Hand: in der Zeit von 1800 bis 1812 bei D. Bürkli gedruckte, von der „Gesellschaft aus dem Musiksaal“ und der „Musik-Gesellschaft der deutschen Schule“ an „die Zürchersche Jugend“ gerichtete „Neujahrsgeschenke“. Diese „Widmungen“ oder „Gaben“ bestehen jeweils aus einem vielstrophigen Lied, dessen Inhalt durch ein passendes Titelkupfer unterstrichen und oft auch durch einen „Vorbericht“ vertieft wird.

In einigen dieser Lieder werden den kommenden Trägern der Gesellschaft Vorbilder vorgestellt, die die erwünschten, damals „relevanten“ Tugenden vorgelebt haben. In solch leitbildhafter Funktion begegnen uns hier Lavater (1802), Luther zweimal

(1810, 1811), Zwingli dreimal (1807, 1808, 1809), wobei jeweils eine entscheidende Lebenssituation schlaglichtartig hervorgehoben wird. Aus den Begriffen, die die Tugenden dieser Männer erläutern, kristallisieren sich die gesellschaftstragenden Grundwerte: einmal das *Evangelium*. Der Begriff taucht leitmotivisch immer wieder auf, wird aber ebenso oft durch Frömmigkeit, Wahrheit, Wahrheitssinn, Wahrheitsliebe, Wahrheitstreue vertreten, Begriffe, die im Textumfeld inhaltlich ganz deutlich auf das Evangelium zielen, seine vielfältigen Wirkmöglichkeiten und Erscheinungsformen symbolisieren. Ein zweiter fundamentaler Grundwert im Moralegefüge dieses Gesellschaftsausschnitts jener Zeit wird im Tugendkatalog sichtbar, der neben den Vorbildpersönlichkeiten besungen wird. Dieser der Jugend vorgehaltene Spiegel der „Haupttugenden“, dieser verbindliche Tugendkodex beginnt mit dem „Biedersinn“ (1805), es folgen „Staatsklugheit“ (1806), „Gastfreundschaft“ (1807), „Treu am Vaterland“ (1808), „Frömmigkeit“ (1809), „Menschenliebe“ (1810) und endet 1811 mit der „Freundschaft in der Noth“. All diese Tugendziele umkreisen das *Vaterland* als höchsten Wert. Das zeigt sich einmal in Aufforderungen, „treu am Vaterland“ zu sein, dem Vaterland „jedes Opfer zu bringen“, kommt in leuchtenden Zielvorstellungen zum Ausdruck, die als Lohn für tugendhaftes Mühen verheißen: „So werdet ihr des Vaterlandes Segen.“ Wie sehr diese sieben Tugenden in jeder Sicht auf das Vaterland weisen, ihm dienend untergeordnet sind, ergibt sich vornehmlich aus der beispielhaften Situation, mit deren Hilfe der Autor sie interpretiert: diese Kardinaltugenden erweisen alle ihre Wirk- und Strahlkraft in „vaterländischen“ Situationen. Wie wichtig dieser exemplarische historische Hintergrund ist, zeigt sich darin, daß er auch dann noch vorbildhaft herausgestellt wird, wenn der Verfasser im Vorwort einräumen muß, daß das Beispiel — seiner kriegerischen Grausamkeit wegen — im Grunde nicht sehr ermutigend ist. Er hilft sich dann mit der entschuldigenden Klage, daß leider diese Tugend von „ihren Schlacken nicht gereinigt ist“.

Auch ein dritter Grundwert erschließt sich uns zwanglos: die *Tradition*. Dieser abstrakte Begriff aber wird nie verwendet, sein synonyme Stellvertreter ist „Väter“ (seltener auch „Vorzeit“), wie ja auch Evangelium nicht selten durch das wärmere, be-seeltere, gefühlsbetontere Wort Frömmigkeit ersetzt wird. So werden die sieben nacheinander nahegebrachten Tugenden in den Rang von „Vättertugenden“, „vorzüglichen Vättertugenden“ erhoben und appellieren als „die Tugenden unsrer frommen Vorältern“ an Eltern-Kind-Beziehungen und formulieren als Lebensziel: „des Ruhmes Eurer Väter werth“ zu sein. Auch die Vorbilder (Lavater, Luther, Zwingli) verkörpern neben Evangelium auch

Vaterland und Überlieferung. Eines der Luther-Lieder z. B. faßt den Überlieferungsbegriff in ein leicht faßbares Luther-Zitat, wonach „der Vater aus den Kindern sprechen“ müsse. Die unlösbare Einheit dieser drei Kernbegriffe, dieser Werteautoritäten, die in ihrem Zusammenspiel und ihrer Summierung höchste Strahl- und Wirkkraft entfalten, spiegelt sich besonders klar darin, daß bei den vorbildlichen Persönlichkeiten ausdrücklich auch ihre Leistung für das Vaterland hervorgehoben, und ihre traditionsverhaftete wie traditionsbildende Stellung immer wieder klar formuliert werden. Auch der Tugendkatalog spricht die Verflochtenheit dieser Werte immer wieder an, in Wendungen etwa wie der, daß „Staatsklugheit“ — eine zutiefst vaterländische Tugend — „stets mit Religiosität im engen Bunde“ sein müsse.

Diese drei Wertsäulen sind von ganzen Begriffsketten umgeben, die diese Kardinalwerte erläutern, differenzieren oder stellvertretend für sie stehen. In ihrem „Katalog“ spiegelt sich der Wertekodex, den die Autoren für verbindlich hielten: Biedersinn, Demut, Einfalt, Frömmigkeit, männliche Gelassenheit, Gottesfurcht, Gottvertrauen, Hoffnung, Menschenliebe, Schweizersinn (= biedere Eintracht), Sitte, Treue, Wahrheitsliebe, Wahrheits-sinn, wobei jedes Lied andere Schwerpunkte und Akzente setzt. Diese Tugenden sind alle, wie das Textumfeld sehr klar und anschaulich erweist, gemeinschaftsgerichtet, haben streng gesellschaftserhaltenden Rang. Als idealtypisch erweist sich dabei *der* einzelne, der sich als dienendes Glied in der Kette der Generationen sieht, sich uneigennützig dem Dienst an Gesellschaft und Vaterland verpflichtet fühlt. Besonders deutlich kommt dies in einer Liedzeile von 1809 zum Ausdruck, die mit ihrem Zuruf „mögen andre dann die Frucht genießen“ klarmacht, daß es keineswegs darauf ankommen darf, ob der einzelne die Früchte seines Tuns auch ernten darf. Diese Gemeinschaft, die durch reale Gefährdung von außen den einzelnen besonders stark einzubinden vermag, ist zugleich eine ausgeprägt männliche. Dies zeigt sich nicht nur an der als männlich herausgestellten Gelassenheit und an den vielfach kriegerischen Situationen, durch die Vätertugenden ihre bestätigende wie erneuernde Erprobung erfahren, sondern drückt sich auch in den direkten Zurufen an die Adressaten der Lieder aus. Zwar verwenden die Vorberichte fast stets den Sammelbegriff Jugend und Kinder, die Liedstrophen jedoch wenden sich nur an die (lieben) Söhne; nur einmal, 1804, wird flüchtig — und im Grunde nur als Pendant zu Mütter — der Töchter gedacht.

Vom Wesen einer Gemeinschaft künden aber auch die Begriffe, die als Gegentugenden fungieren: die Feindbilder. Vor solchem Negativhintergrund gewinnt das Gültig-Positive besonders ge-

naue klärende Umrisse, die manches zu seiner Interpretierung beitragen. Was für die namentlich nicht genannten Verfasser der Lieder in der negativen Werteskala obenansteht, erfährt man, wenn sie klar benennen, wogegen Lavater-Luther-Zwingli zu kämpfen hatten, gegen welche Widerstände sich der Väter Tugenden zu behaupten hatten: Lüge, Ränke, Betrug, Haß, Schmeichelei, Eroberungssucht, Eigenliebe. Aus diesen Untugenden bestätigt sich uns klar der in erster Linie gemeinschaftserhaltende Aspekt der Grundtugenden.

Eine Frage drängt sich auf: War es denn in der so vielbeschworenen heilen Welt „guter alter Zeiten“ überhaupt nötig, der Jugend allneujährlich anerkannte Tugendziele vor Augen zu stellen? Geschah dies wirklich nur in der Absicht, sich an etablierter, verbindlicher Übereinkunft zu erfreuen, allein zur lesebuchreifen erbaulichen Bestätigung anerkannter Ideale? Die Widmung von 1803 scheint in diese Richtung zu zielen, wenn man liest, der Verfasser wolle „durch ein zeitgemäßes Lied allernächst der Zürcherschen Jugend“ aber auch „dem vaterländischen Publikum“ „die Neujahrsfreuden würzen“. So manche Liedzeile aber spricht eine andere Sprache und verweist uns darauf, daß Anlaß bestanden haben muß, Tugendnormen in Erinnerung zu rufen und die Jugend mit Anbruch des neuen Jahres zu neuem Aufbruch zu ermuntern. Daß es um die Menschenliebe beispielsweise nicht zum besten bestellt war, erfährt man deutlich aus der Frage „Menschenliebe, Heil'ger Funke! / ... Wer erweckt, du Göttliche, dich wieder?“ (1810). Im trotzig ausgerufenen „noch steht das Evangelium“ (1807) schwingen bange Zweifel und Sorgen mit. Beklagt man heute vielfach und weithin die ganze gegenwärtige Umweltsituation, stuft man sie als bedrohlich ein, werden typische Zeitmomente vorwiegend negativ gesehen, zeigen uns diese Neujahrslieder immer wieder, wie wenig neu das ist: damals war es der „Zeitgeist“, der zu schaffen machte, auch er ein deutlich negativ belegter Begriff. In einem der Zwingli-Lieder zum Beispiel wird diesem die Frage gestellt: „War denn dein Geist vom Zeitgeist nie gebunden..., oder wie hast du dich losgewunden / von Irrthum, Vorurtheil und Wahn?“ Die Antwort, die der Jugend von 1807 helfen soll, sich den Weg „durch die Gefahren des Zeitgeistes zu bahnen“, gipfelt in dem Aufruf zum Wahrheitssinn, der schon an Zwingli seine allmächtige Wirkenskraft bewies. Mitunter werden — völlig unverhüllt — Zeitneigungen in die Verse eingefangen wie bei der Vorstellung der Gastfreundschaft: „Holde Einfalt alter Sitte, / O wie ferne sind wir dir, / Und mit jedem unsrer Schritte / Fliehen immer weiter wir.“ Worin das begründet liegt, sagt der durch Frageform gemilderte Vorwurf: „Und der Väter schlichte Treu / Ist

verwöhnten Söhnen neu?“ Heute spricht man, wenn man das- selbe meint, von den verwöhnten Kindern des Wohlstands, die wunschlos unglücklich sind. Fragen wie „Warum können Tändele- yen / Fremder Völker nur uns freuen?“ und Wünsche wie „Nein, es kehr in unsre Mitte wieder Schweizer Herzlichkeit“ sind ebenso Indikatoren für Mangelsituationen wie Bemerkun- gen wie die, daß den Vätern „verkehrter Sinn erlogner Höflich- keit“ fern gewesen sei, erweisen, daß die Söhne wohl anders denken. Auch die bereits erwähnte Widmung von 1803 offenbart Kontroverses. Obwohl der Verfasser erklärtermaßen nur die „Neujahrsfreuden würzen“ will und keinerlei belehrende Ab- sichten kundtut, sieht er sich veranlaßt, seine „Ermunterungen“ so abzufassen, daß sie niemanden zu beleidigen vermögen, „denn es finden sich zuweilen Leser, ... deren Ansichten von denen des Dichters ganz verschieden seyn mögen“. Regen sich also auch gegen den Tugendkanon Zweifel? Interessant ist, was dem Au- tor gemeinverbindlich erscheint, was gewissermaßen kleinster gemeinsamer Nenner ist: Er ruft auf zu „Geduld und männlicher Gelassenheit... zu Gottvertrauen, Muth, Hoffnung“ und glaubt, damit „am Besten zu thun“.

Diese Neujahrslieder erlauben uns einen Blick auf tragende Grundwerte der Zürcher Bürgerschaft jener Tage; darüber hinaus sind ihre Inhalte auch symptomatisch für gesellschaft- liche Gruppierungen christlich-abendländischer Prägung jener Zeit. Evangelium hat zwar durchaus eine protestantische und daher für Katholiken gewiß nicht so ohne weiteres annehmbare Komponente; doch zeigt die Tatsache, daß der Begriff so oft durch Glaube, Frömmigkeit u. a. ersetzt wird, daß dieser Gesichtspunkt nur einer unter mehreren war. Wie steht es um Evangelium, Tradition, Vaterland inhaltlich wie begrifflich heute? Vorder- gründig gelten sie — wie ehemals — als unverzichtbare Grund- werte. Beobachtet man aber die sprachliche Nutzung als Grad- messer der Lebendigkeit dieser Begriffe, erschließt sich ein un- bestechlicheres Bild sprachlicher Gegebenheiten. Evangelium kommt, ebenso wie Glaube, Frömmigkeit usw., in außerkirchli- chen Texten nur selten vor; Vaterland fristet weithin sein Dasein in politischen Sonntagsreden; Tradition hat in kirchlich-katho- lischen Kreisen — und in manchen Parteiprogrammen seinen festen Stellenwert. Im Grunde aber sind es nicht die Kern- inhalte, die uns so fremd geworden sind, die Worthülsen sind es vielmehr, die fragwürdig wurden. Nun sind zwar auch die Werte durchaus kritischen Fragestellungen ausgesetzt, die Wirkungen zeigen: so hat mangelnde Glaubwürdigkeit kirchlicher Organi- sationen das Assoziationsumfeld von Begriffen wie Religion, Glaube, Frömmigkeit gefärbt; Tradition ist zu oft in ideologische

Klischees eingebunden worden, so daß seine Bewertung heute geradezu polar sein kann: geheiligter Begriff den einen, Wortpopanz den andern. Das gefühlsbetonte Umfeld von Vaterland umfaßt eine reiche Gefühlspalette von ‚heilig‘ bis ‚verteufelt‘; schwerpunktmäßig gilt der Begriff als verstaubt, antiquiert, provinziell-eng oder als synonym mit chauvinistisch. Doch ist im Grunde dadurch das innerste Wesen der eigentlichen Grundwerte nicht ernsthaft getroffen. „Wenn sich die Begegnung des Menschen mit der Welt ändert, wandelt sich auch die Sprache“ ist eine Feststellung die — so oder ähnlich — oft getroffen wird. Einer der Gründe solcher Veränderung ist aber darin zu suchen, daß Wörter durch einseitigen und zu intensiven Gebrauch wie durch Mißbrauch diskreditiert werden können, und ihr Inhalt deshalb in ein anderes sprachliches Gewand gehüllt werden muß. In der Sprache spiegeln sich Verhaltensnormen der Epochen und Generationen: jede Zeit schafft sich ihr eigenes Schlagwortarsenal. So kommt es, daß Werte durch lange Zeiträume erhalten und weitergegeben werden, ihr sprachlicher Ausdruck sich aber vielfältig wandelt, in jeweils neuer, zeitgemäßer (oder auch nur modischer) Gestalt erscheint. Dies gilt nicht nur für tragende Begriffe, vielmehr auch für vergleichsweise untergeordnete. So heißt es im Blatt zum Jahre 1811, Luthers Erziehungsideal habe nicht auf Vermehrung des Wissens beruht, ihm sei es vielmehr einzig auf „Bildung und Veredelung des ganzen Menschen“ angekommen. Ein Satz, der inhaltlich zeitgemäßer denn je ist, doch von „Veredelung“ darf man in diesem Zusammenhang nicht mehr sprechen: manchen klänge es zu elitär oder weltfremd; nicht wenige aber denken beim Hören des Wortes an die vielfältigen Veredelungsprozesse im industriellen Bereich. Wie aber sagt man's heute? „Es ist gefährlich, nur den Intellekt hochzufrisieren, ohne für eine entsprechende Bildung der Gesamtpersönlichkeit gesorgt zu haben“ war am 17. 9. 1977 in der „Südwest“-Presse als Formulierung eines Kinderpsychologen zu lesen.

Wenn heute vielfach zu hören ist, unsere Zeit, unsere Gesellschaft habe der Jugend keine Werte zu vermitteln („progressiver Wertezerfall“), jeder einzelne aber und jede Institution erklärt, selbstverständlich habe man feste, klarumrissene Wertbegriffe, beim Formulierungsversuch aber in Wendungen wie „Das kann man so kurz nicht sagen“ ausweicht, wird der ganze Widerspruch ursächlich sichtbar: Einmal haben Wertvorstellungen Nuancierungen erfahren, d. h. unser Wertebild heute ist vorwiegend dadurch charakterisiert, daß die Selbstverwirklichung des einzelnen klar vor seiner Aufopferung für die Gesellschaft steht; sodann aber hat man manchen überkommenen Begriffen für gesellschaftliche Werte übel mitgespielt (indem man hinter

ihrem autoritativen Schutzschild Schlimmstes betrieb), so daß sie kaum mehr geeignet sind, Grundwerte zu repräsentieren. Unsere Aufgabe wäre es, unsere gewandelten Vorstellungen in unbelastete klare Begriffe zu fassen; unser Problem ist, daß wir noch immer zernutzte, jeder Mißdeutungsmöglichkeit offene, wertlos gewordene Worthülsen vor uns hertragen und für wichtige Lebensziele in unserer veränderten Welt im wahrsten Sinne des Wortes noch keine Worte gefunden haben.

Nachwort der Schriftleitung

Die Zeit um 1800 war für unser Land eine überaus schwere Kriegszeit. Französische, russische und österreichische Heere bekämpften sich in der Schweiz; zweimal wurde eine Schlacht um und in Zürich geschlagen zwischen dem russischen General Korsakow, dem kaiserlichen Feldherrn Erzherzog Karl und dem Franzosen Masséna. Lavater, von dem kurz die Rede ist, wurde im Winter 1801 von einem französischen Soldaten erschossen, aus Versehen, wie man sagte. Von Italien her nahte die gefährliche Drohung des berühmten Suworow; doch sie konnte geschickt abgewehrt werden. Dagegen kampierten monatelang auf dem Rafzer Feld die Russen Korsakows. Parallel zu diesen militärischen Ereignissen bekämpften sich die Anhänger des helvetischen Staates mit den Parteigängern der alten Ordnung — daher der Ruf nach Tradition, den die Verfasserin mit Recht erwähnt.

Auch über die Einrichtung der Neujahrsblätter, die in Zürich und anderswo bis heute besteht, ist die Erklärung noch nachzutragen: Die Familien schickten ihre Kinder mit einem großen Holzscheit in die Zunftstuben und erhielten dafür das Neujahrsblatt; das nannte man „Stubenhitzen“ (= Stubenheizen). Die heutigen Neujahrsblätter sind nicht mehr an die Jugend gerichtet, dafür aber für die Lokalgeschichte von großem Wert. teu.

Von Kleidern und „Wänden“

Als die Nibelungen auf ihrer Ungarnreise zu Kriemhild und König Etzel an die „Tuonuwe“, die Donau, kamen, bereitete ihnen die Überfahrt Sorgen: „der wâc was in ze breit“, die Woge (der Fluß) war ihnen zu breit, berichtet der Dichter. Auf der Suche nach einer Furt entdeckt Hagen seltsame Gestalten, die in einem rauschenden Quell baden: Schwanenjungfrauen. Diese seltsamen Wesen können nach Wunsch und Laune Menschen- oder Vogelgestalt annehmen, obendrein verfügen sie über die Gabe der Weissagung. Hagen bemächtigt sich ihrer Kleider und gibt sie erst zurück, nachdem die „merewîp“ ihm ihr geheimes Wissen mitgeteilt haben.